



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

*: Anzengrubers Sternsteinhof.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Rentengüter beteiligt sein. Die Schwierigkeiten, welche ihr entgegenstehen, sind nicht zu verkennen, wenn man nur an die Parzellierung großer Güter, die Herstellung neuer Gebäude, neuer Wege, Schulen u. s. w. denkt. Es wird mancher Fehler gemacht werden, mancher Verlust im einzelnen Falle eintreten, die besprochene Maßregel wird im großen erst, nachdem Erfahrungen gemacht sind, vollendet werden. Aber nur ängstliche Gemüter können darum von Versuchen abraten. Daß der Staat Verluste an Kapital zu beklagen haben werde, läßt sich ebenso wenig beweisen wie das Gegenteil, daß ihm pekuniärer Vorteil davon erwachsen werde. Wer rechnet ihm aber die Rentabilität einer neuen, Millionen verschlingenden Eisenbahnlinie, eines Kanalbaues auf Heller und Pfennig vor? Obwohl es sich dabei nur um wirtschaftliche Interessen handelt, ist der Staat doch bereit, Opfer zu bringen. Hier aber handelt es sich um weit Höheres, um sozialpolitische und nationale Ziele. Eine kräftige, selbstbewußte Staatsregierung muß daher den Versuch wagen. Wird sie mit gutem Beispiele vorangehen und dadurch zugleich eine Gewähr für den Bestand des Rechtsverhältnisses bieten, so werden Private, Korporationen, Stiftungen u. dergl., erkennen, daß auch für sie die Errichtung von Rentengütern in vielen Fällen von Vorteil, eine bequeme und „ideal sichere“ Ausnutzung ihres Grundbesitzes ist.

Göttingen.

W. Ruprecht.



Anzengrubers Sternsteinhof.



er allmächtige Zug der Zeit drängt auch die dramatischen Dichter, die sich unzweifelhafter Erfolge auf der Bühne rühmen dürfen, zum Roman. Wenn wir den jüngsten Literaturweisen glauben dürfen, die alle literarischen Erscheinungen und Wandlungen auf eine Erwerbs- und Geldfrage zurückführen, so hätten wir anzunehmen, daß trotz der Lantieme die Romanproduktion sich ausgiebiger belohne als die dramatische Poesie. Da es indessen unter allen Umständen eine freche Beleidigung eines wahrhaften Talents ist, seine Vorsätze und Leistungen lediglich auf das Honorarmotiv zurückzuführen, so werden wir uns nach einem bessern Grunde dafür umsehen müssen, daß der Dichter des „Meineidbauern“ und des Schauspiels „Der ledige Hof“ neuerdings die Form der Erzählung und des Romans bevorzugt. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir das ästhetische Glaubensbekenntnis Anzengrubers als die Kraft ansehen, die ihn unwiderstehlich zum Roman teibt. Anzengruber ist Naturalist, er gehört zu den Bekennern des

neuesten Evangeliums von der unmittelbaren unverfälschten, unverkünstelten Wiedergabe der Natur, er teilt den tiefen Widerwillen gegen alles Konventionelle und, fügen wir hinzu, gegen alles für konventionell erklärte in der Kunst, er strebt zum Kern der Erscheinungen zu dringen, zunächst unbekümmert, ob sich Freude und Genuß an den Erscheinungen gewinnen läßt, er teilt die Losung, daß die Poesie die ganze Wahrheit, die Wahrheit um jeden Preis darstellen solle, gleichviel was darüber aus ihr selbst werde. Nun ist gewiß, daß der Roman dieser Auffassung der Dichtung besser entgegenkommt als das Drama. Eine Drama ohne künstlerische Absicht, ohne Aufbau, ohne Steigerung, ohne Konzentration, ohne Weglassung des Zufälligen, Unwesentlichen und bloß Äußerlichen kann nicht gedacht werden. Ein Drama fordert von vornherein eine so straffe Zusammennahme der Fäden, eine Beschränkung der Motive und eine Folgerichtigkeit der innern und äußern Entwicklung, wie sie nach der Meinung der Naturalisten vom reinsten Wasser aller „wahren“ Menschen- und Lebensdarstellung widerstreben. Allerdings räumen die Herren ein, daß auch bei einigen dramatischen Dichtern in einzelnen Charakteren und einzelnen Zügen das zu finden sei, was sie echte Natur nennen, und nicht alle mögen den Beruf des Schriftstellers, der ein Dichter ist, mit dem des modernen Romanschreibers, des Analytikers vertauschen, der, jede Vergleichung mit den Dichtern früherer Zeiten ablehnend, ein Physiolog, ein Zootom, ein Chemiker, wenn es sein muß alles, nur kein Künstler heißen will. Wir werden demnächst bessere Gelegenheit haben, diese neuästhetischen oder vielmehr antiästhetischen Prinzipien an ihren deutschen Resultaten genauer zu besprechen oder zu prüfen, aber das hier angedeutete reicht hin, um die Bevorzugung des Romans vor allen poetischen Formen bei jedem Naturalisten zu erklären. Ob die Zolaschüler reinen Blutes Anzengruber für einen reinen und vollen Naturalisten gelten lassen, bleibt allerdings fraglich, da er weder ausschließlich noch mit Vorliebe aus den großstädtischen Kloaken schöpft, die den fastalischen Quell der unbedingt modernen bilden. Indes braucht uns das nicht zu kümmern, so weit die Geschichte der deutschen Literatur dereinst Notiz nehmen wird von den Bestrebungen des Naturalismus, so weit wird sie sicher Anzengruber als eines der frischesten, eigentümlichsten und unbefangenen Talente unter den Naturalisten ehren.

Das jüngste Werk des österreichischen Dichters, der Roman *Der Sternsteinhof* (Leipzig, Breitkopf & Härtel), wird zwar nicht durch eine Schutzvorrede eröffnet, aber es folgt ihm ein Nachwort, welches den Leser mit aller wünschenswerten Deutlichkeit über die Absichten des Verfassers unterrichtet. Da heißt es: „Der Leser hat eine Frage frei. Warum erzählt man solche Geschichten, die nur aufweisen »wie es im Leben zugeht«? Allerdings giebt das ein unfruchtbares Wissen, da es nichts an den Vorgängen ändern lehrt und was es lehrt doch nie, selbst von den Wissenden nicht, mit dem Handeln in Einklang zu bringen versucht wird; so bleibt es denn vorausichtlich noch lange mit allem menschlichen Treiben und

Trachten beim Alten, und eine neue Geschichte kann nur darthun, daß das, was vorging, noch vorgeht. Übrigens ist es nicht neu, von den Gefahren der Schönheit für den, der sie besitzt, wie für andre zu erzählen, es ist nicht neu zu erzählen, wie in manches Menschen Leben die Treue gegen das eigne Selbst mit dem Verrate an andern verknüpft zu sein scheint, und solche alte Geschichten von erprobter Wirkung in ein neues Gewand zu stecken, ist nur ein künstlicher Behelf, und ein anderer ist es, das letztere aus Loden zuzuschneiden; es geschieht dies nicht in dem einfältigen Glauben, daß dadurch Bauern als Leser zu gewinnen wären, noch in der spekulativen Absicht, einer mehr und mehr in die Mode kommenden Richtung zu huldigen, sondern lediglich aus dem Grunde, weil der eingeschränkte Wirkungskreis des ländlichen Lebens die Charaktere weniger in ihrer Natürlichkeit und Ursprünglichkeit beeinflusst, die Leidenschaften, rückhaltslos sich äussernd oder in nur linkscher Verstellung, verständlicher bleiben und der Aufweis, wie Charaktere unter dem Einfluß der Geschehnisse werden oder verderben, klarer zu erbringen ist an einem Mechanismus, der gleichsam am Tage liegt, als an einem, den ein doppeltes Gehäuf umschließt und Verschönerungen und ein krauses Zifferblatt umgeben, wie denn auch in den ältesten, einfachsten, wirksamsten Geschichten die Helden und Fürsten Herdenzüchter und Großgrundbesitzer waren und Sauhirten ihre Hausminister und Kanzler."

Wer nach diesem langatmigen Sage noch etwas Atem hat, wird zunächst gegen die Behauptung Widerspruch erheben, daß die Dorfgeschichte eine mehr und mehr „in die Mode“ kommende Richtung sei; uns scheint vielmehr, daß sie demnächst gründlich „aus der Mode“ verdrängt werden wird, ohne darum an ihrer innern Berechtigung und Bedeutung zu verlieren. Doch das ist unwesentlich, der Kern des Nachworts liegt in der Erläuterung, daß der Grundgedanke des Romans „Der Sternsteinhof“ der sei, daß die Treue gegen das eigne Selbst oft Verrat gegen andre scheine. Wenn man den Accent nicht scharf auf das letzte Wort legt, so steht der Satz Anzengrubers in geradem Gegensatz zu Shakespeares herrlichem:

Sei dir selber treu,
Und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage,
Du kannst nicht falsch sein gegen irgendwen.

Die Landschaft, in welcher sich die Geschehnisse der Menschen abspielen, für die der Dichter unsre Teilnahme zu gewinnen sucht, ist die ober- oder niederösterreichische; allein, wie billig, tritt die Schilderung der Landeseigentümlichkeit ganz in den Hintergrund. Amso deutlicher steht der Sternsteinhof mit seinen Schieferdächern und blizenden Fenstern, seinen weitläufigen Wirtschaftsgebäuden und den Wiesen und Äckern, die weit und breit zu ihm gehören, vor den Augen des Lesers. Um den Hof und seinen Besitz handelt es sich. Dem reichen Bauernhause gegenüber wächst in armer und verwahrloster Hütte ein schlankes Dirnchen, die Zinshofer-Helen', empor. Sie steht barfuß und ein Schmalzbrot kauend

dem Sternsteinhof, der auf dem Hügel liegt wie ein Schloß, gegenüber. „Alle Märchen, von denen sie gehört oder gelesen hatte, vermischten sich in ihrem Kinderkopfe. Da war einmal eine blutjunge, bettelarme Dirne, wohl war sie bildsauber, aber das merkte ihr niemand an, denn sie hatte nur schlechte Kleider, und mit denen lag sie nachts in der Herdasche, der war es aufgegeben, auf einer glühenden Pflugschar über ein Wasser zu schreiten, einen gläsernen Berg hinaanzuklettern und in dem Schlosse dort oben einem bösen, alten Weibe, das den Schlüsselbund nicht ausfolgen wollte, den Kopf zwischen Deckel und Rand einer eisernen Truhe abzukneipen, dann aber war das Schloß entzaubert, gehörte mit allem Hab und Gut innen und allem Grund und Boden außen der armen Dirne, die nun bis an das Ende ihrer Tage herrlich und in Freuden lebte. Wahrhaftig, die kleine Zinshofer-Helene war ein weltkluges, entschlossenes Kind. Sie schätzte ganz richtig, daß viel Anstrengung, Mühsal und Pein auf dem Wege nach solch einem verzauberten Schlosse liegen müsse, auf die Hilfeleistung gütiger Feen machte sie sich keine Rechnung, schöne Prinzen schienen ihr kein dringliches Erfordernis und alte Weiber mochten sich vorsehen.“ Mit dem Bewußtsein ihrer seltenen Schönheit wächst in Helene die Begier nach dem großen Gehöft, nach dem Bauernadel, welcher nur mit sicherm Reichtume gewonnen wird. Die Verehrung und Anhänglichkeit ihres Nachbars, des Bildschnitzers Nepomuk Kleebinder (Muckerl) läßt sich die Dirne mit dem Behagen gefallen, mit dem man die Treue eines Hundes entgegennimmt; ihr Dank gegen ihn erstreckt sich nicht über den Augenblick hinaus, in welchem er ihr eine Gutthat erweist, eine Erwiderung seiner unartikulirten Leidenschaft heuchelt sie im Grunde genommen nie. Aber sie bleibt sich selbst und ihrer eigentlichen Sehnsucht, vom Sternsteinhof auf die Niedrigkeit der Armut und der Alltäglichkeit herabzuschauen, nicht völlig treu. Ihre Aussichten im Leben sind so dunkel, daß sie die offenkundige Bewerbung des Bildschnitzers, der ziemlich viel Geld verdient und ihr aus ihren Lumpen heraus in die landesübliche Kleiderpracht hilft, nicht ganz zurückweisen kann. Wenigstens so lange nicht, bis es ihr gelingt, die Augen des Toni, des Bauernsohnes vom Sternsteinhofe, auf sich zu ziehen. Sie „handelt“ mit ihm in einer Weise an, daß der Bauernjunker sogleich spürt, er müsse entweder ernste Absichten fassen, oder sich das Gelüft nach der Schönheit der Dirne vergehen lassen. Mit schärfster Einsicht, aber in stolzem Bewußtsein ihrer zwingenden Schönheit schleudert Helene dem nachschleichenden Toni ins Gesicht: „Was willst mit all dein'm Nachlaufen und Aufdringlichkeiten bezwecken, als daß ich den Burschen, der's ehrlich mit mir meint, fahren lassen sollt' dir z' Lieb, der's nit in Ehren meint, nit in Ehren meinen kann noch darf?“ Dabei aber rechnet sie richtig, daß die Eitelkeit und das Leidenschaftliche Verlangen des Burschen stärker sein werden als seine Furcht vor dem Vater und dem Urtheile der Welt. Indem sie ihn abstößt, zieht sie ihn an sich, verlangt ein schriftliches Eheversprechen und fesselt ihn so an sich, daß er keinen

andern Gedanken mehr hat, als sie zu erringen und zu besitzen. Schlangenflug weiß sie dabei auch zunächst das Verhältnis zu Muckerl aufrecht und den armen Bildschnitzer in den engen Schranken zu halten, welche sie ihm von vornherein gezogen hat. Nur in drei Dingen irrt sich die Kluge, Zielsichere, in der Unbeugsamkeit des alten Sternsteinhofbauern, in den guten Augen der Umgebung des Bildschnitzers und in ihrer Widerstandsfähigkeit gegen Toni's Leidenschaft. Die Mutter des Bildschnitzers und eine verwandte häßliche Dirne, Josepha, welche den Muckerl mit der ganzen Wärme und Ausschließlichkeit solcher Mädchen liebt, kommen dahinter, wohin Helenes eigentliche Absichten gehen, und so gerät sie in eine Lage, aus der sie nur die Ehe mit Toni in glücklicher Weise befreien könnte. Der alte Bauer, dem der Sohn den Gehorsam aufgesagt und angekündigt hat, daß er nie eine andre als die Zinshoferdirne nehmen werde, handelt entschlossen und in seiner Weise klug: er läßt den widerhaarigen Sohn zu den Soldaten ausheben und thut keinen Schritt zu seiner Befreiung, er weist Helene und ihre Mutter, als diese mit dem Eingeständnisse vor ihn treten, daß sie sich dem Toni ganz vertraut, unbedingt ab. Er zeigt sich dabei nach seiner Weise teilnehmend und großmütig und ist bereit, für Helenen und für das Kind, das sie erwartet, zu sorgen; das erbitterte Mädchen wirft ihm freilich sein Geld vor die Füße, aber die Mutter, ein Weib, „recht auserlesen zum Kuppler- und Zigeunerwesen,“ nimmt es hinterdrein doch. Der Erbe des Sternsteinhofs zürnt in seiner selbstsüchtigen Verwöhnung mit der Dirne, um deretwillen er nun den Schießprügel schultern muß, und weicht ihr aus, ohne sie gerade verlassen zu wollen. Sie aber wähnt sich verlassen und führt in wilder Aufwallung ihres zertretenen Stolzes einen vollen Bruch herbei. Mit all ihrer Klugheit hat sie nichts geerntet als Schande und eine traurige Zukunft. In dieser Lage tritt der Kleebindermueck wieder an sie heran und zeigt ihr, daß er die alte Liebe zu ihr nicht überwunden noch vergessen hat. Helene belügt ihn nicht, gesteht wenigstens sofort und mit dem ganzen ihr eignen Troste ein, daß sie ein Kind des Buben vom Sternsteinhof erwartet. Da ihr Muckerl dennoch Hand und Herd bietet und für sie und — das andre recht-schaffen zu sorgen verspricht, fragt sie nun, ob es sein Ernst sei, schlägt ein und sagt kurz und fest: „Es gilt.“ „Da aber überwältigte sie die Rührung über die Gutmütigkeit des Burschen, sie drückte seine Rechte an ihr Herz, dann an die Lippen. »Muckerl, rief sie, du bist doch mein wahrhafter Helfer in der Not. Daß du mich so lieb hast und von der Schand errett'st, das vergeß ich dir in alle Ewigkeit nit.« Sie meinte es in diesem Augenblicke gewiß aufrichtig, aber ach, die kurzlebigen Menschen denken nicht, wie viel an den Ewigkeiten, mit denen sie um sich werfen, oft eine kleine Spanne Zeit ändert.“ Die Hochzeit wird bei bewandten Umständen ziemlich eilig veranstaltet, der brave Muckerl nimmt auch noch das Gerede der Leute auf seine verwachsenen Schultern und kann von Glück sagen, daß zur Zeit der brave Pfarrer Leopold Reitler im Dorfe

gebietet und nicht sein Kaplan Martin Sederl, der im Umgange mit der sündigen Welt fürs „Dreintuseln“ ist. Der Kleeblinder Muckerl hat seinen Willen, aber sein Glück ist kurz, zuerst stirbt ihm die Mutter hinweg, die sich über die Heirat nicht zufrieden geben kann, dann fängt er an zu empfinden, daß das jugendschöne stattliche Weib für ihn in jedem Sinne nicht paßt, so umsichtig sie sich auch seines Hauses annimmt und jede Pflicht erfüllt. Er fühlt sich bald herzensmüde, und in ihrer Seele sieht es nicht besser aus. „Sie war nun allerdings unbestrittene Herrin im Hause, aber in welchem? Wer war sie? 's Zwischenbühler Herrgottmachers Weib! Wenn sie abends mit dem kleinen Hans auf dem Arme unter die Thüre trat und hinauffah zu dem Sternsteinhofe, der mit vom Sonnenuntergange erglühenden Fenstern vor ihr lag, wie sie als Kind oft ihn gesehen, dann hätte sie gern Steine von der Straße rafften und all die blinkenden Scheiben zu Scherben werfen mögen; aber wie weit, wie weit lag der prangende Hof, für sie wohl gar wie aus der Welt! Einmal streckte das Kind nach dem Gefunkel auf der Höhe die Ärmchen aus, sie sah es überrascht an. Weißt du auch, wo d' hing'hörst? Wo wir allzwei sollten sitzen, wenn auf Wort und Schrift untern Menschen ein Verlaß wär? Der Fraß meint ihn nah, wie zu'n Greifen! Ob das was vorbedeut't? Mein Jesus, den Gedanken nit los zu werden, was das für ein Unsinn ist.“ Sie wird ihn denn auch nicht los, ob schon sie dem Sternsteinhof=Toni, als er nach drei Jahren aus dem Dienste heimkommt und sie und ihr Kind auf der Straße keck anspricht, verständlich den Weg zeigt, ob schon der Toni, um in den Besitz des Hofes zu kommen, die reiche Bauerntochter, die ihm früher zugebacht war, in überraschend schneller Weise heimführt und den Alten ins Auszughäuschen drängt. Der junge Bauer findet in seiner Ehe noch weniger Glück als die Zinshofer=Helene in der ihrigen: seine Frau, Sali, gebiert ihm ein Töchterchen, ein dürftig kränkliches Würmchen, und siecht selbst dahin; schon bei der Taufe seines Kindes versagt sich der Toni nicht, nach der kräftigen Gestalt des jungen Weibes des Herrgottmachers begehrlieh hinzublicken und demnächst in der Hütte der alten Zinshoferin vorzusprechen, seinen Jammer und sein Elend zu beklagen und sich „auszureden darüber, wie anders alles hätte werden können.“ Und nun folgt naturnotwendig die verhängnisvolle Unterredung zwischen dem jungen Bauern und Helene in der Hütte der alten Zinshoferin, in welcher das junge Weib dem Sternsteinhofbauern zwar noch bitter genug vorhält, was er ihr angethan und daß er sich ihr jetzt nicht mehr nahen dürfe, ohne ihre Ehre aufs neue und schlimmer als je zuvor zu gefährden, in der aber auch das verhängnisvolle Wort fällt, daß das Kind, welches jetzt auf „eines andern Duldung“ angewiesen ist, vielleicht noch einen Vater bekommen könne. Toni poltert heraus, was ihm das Herz preßt: „Wie lang kanns denn mit meiner Bäuerin wahren? Vielleicht nimmt s' unser Herrgott bald zu ihm, wär ja auchs beste für sie, denn heil und nutz wird s' doch nimmer.“ Da hat wohl die junge Frau noch

die Kraft, dem frevelnden Träumer zu sagen, daß sie keine Ursache habe, ihrem braven Manne den Tod zu wünschen, aber unerschütterlich erklärt ihr Toni: „Er lebt auch nicht ewig!“ und die rohe Zuversicht des jungen Egoisten klingt in Helenes Seele nach. Am Tage nach dieser Unterredung kommt der Agent einer Lebensversicherungsgesellschaft ins Dorf und überredet mit jüdischer Zähigkeit und Zudringlichkeit den nichts ahnenden Bildschnitzer Muckerl sich in seine Gesellschaft einzukaufen und zu diesem Endzweck ärztlich untersuchen zu lassen. Das Resultat der Untersuchung ist, daß der verkrümmte, schwächliche, überarbeitete Mann nicht aufgenommen wird und von Stund an die Furcht vor seinem baldigen Ende mit sich herumträgt. Von Stund an aber gewinnt auch der Traum, nun doch noch Sternsteinhofbäuerin zu werden, immer mehr Macht über das Weib des Bildschnitzers, sie sträubt sich nicht mehr gegen den gelegentlichen Verkehr mit dem Toni, in Blicken und abgebrochenen Redensarten verraten die beiden, was ihre Seelen erfüllt. Die totfranke Bäuerin Sali vom Sternsteinhof ist die erste, die errät, was vorgeht, sie reißt unbarmherzig die Binde auch von Muckerls Augen, Helene wehrt sich in dem Bewußtsein, eine äußere Pflicht nicht verletzt zu haben, kräftig genug, aber ihr Gewissen sagt ihr, daß sie in der That auf den Tod ihres Mannes und den der jungen Sternsteinhofbäuerin wartet. In dieser Selbsterkenntnis gönnt sie dem kranken Muckerl den täglichen Verkehr mit der Sepherl, pflegt ihn so gut sie vermag und heuchelt bei seinem Tode keinen Schmerz, sagt vielmehr, als sie am Abend nach des Bildschnitzers Begräbniß in die Behausung ihrer Mutter zurückkehrt: „No, wär ich halt doch wieder da, afm Stroh — auch, nit viel besser dran wie a Bettlerin, und hätt's mich getroffen, daß ich noch a Reih' von Jahr'n mit dem armen Teufel hausen muß', ständ' ich hilt gar als alt's Bettelweib.“ Das Bewußtsein ihrer Jugend und Schönheit und der feste Blick auf ihr Ziel, das ihr nun immer näher rückt, hält sie aufrecht, als sich die öffentliche Meinung gegen sie wendet. Toni, der junge Bauer, nimmt sie samt ihrem Kinde zur Pflege der kranken Bäuerin auf den Sternsteinhof, und so brutal dies vonseiten des Bauern erscheint, sie selbst läßt sich nichts dabei zu Schulden kommen und verhält sich gegen die kranke und sterbende Sali so, daß sie sich weder in der Beichte noch in ihrem künftigen Leben einen Vorwurf zu machen braucht. Sie hält den sinnlich begehrliehen Toni scharf im Zaume, und so glückt ihr nun alles, wie sie es wünscht: sie wird nach dem Tode der Sali und dem üblichen Trauerjahre Sternsteinhofbäuerin, sie bietet dem alten Sternsteinhofbauer, der zunächst ihr Widersacher bleibt, energisch Trotz, da er die dargebotene Hand zur Versöhnung verschmäht. In ihr lebt jetzt die ganze Stärke eines Menschen, der sich auf seinem natürlichen Grund und Boden fühlt. Schon bei ihrer Trauung mit Toni tritt das zu Tage. „Daß Helene schön war, das wußte man, so schön aber wie an dem Tage ihrer zweiten Trauung hatte sie noch keiner gesehen. Kein Schatten der Vergangenheit, keine Wolke, einem bangen Ausblick in die Zukunft entsteigend, trübte

dieses glücksfrohe heitere Gesicht, und der einzig lesbare Gedanke in demselben »Erreicht« zuckte auch nicht durch die Muskeln als unterdrückter Jubelschrei, sondern barg sich hinter einer stillfreudigen, selbstbegnügten Miene.“ Der feindliche Alte muß erfahren, daß ihm diese Gegnerin mehr als gewachsen ist, er wird durch sie tief gedemütigt und muß sich mehr und mehr eingestehen, daß in Helene die rechte Bäuerin auf dem großen Hofe sitzt, besser als der eigne Sohn geeignet, den Besitz zusammenzuhalten, zur Herrschaft geboren. Sie ist jetzt allem gewachsen, auch der Katastrophe, welche nach kurzer Zeit über sie hereinbricht. Toni, ihr zweiter Mann, ist noch Reservist, wird zum Regimente einberufen und fällt in den Gefechten mit den aufständischen Bochesen. Rasch entschlossen legt die Sternsteinhofbäuerin dem Alten die Sorge um den Enkel aufs Gewissen. „Den Buben weis und lehr du, laß ihm's nit entgelten, was d' etwa noch von früher her gegen mich hast.“ Es erfolgt eine völlige Versöhnung Helenes mit dem alten Sternsteinhofbauern, und so lebt sie fortan Jahr um Jahr, wie es ihr ziemt, sie denkt nicht wieder an Verheiratung. „Ihr Unabhängigkeitsstimm, der schließlich dem Anwesen und dessen Erben zu Gute kam, ihr allerdings nicht von Eitelkeit freies Bemühen, den eignen Tungen und die Stieftochter rechtschaffen zu erziehen, um als achtbare Mutter wohlgearteter Kinder vor den Augen der Welt dazustehen, ihre Bereitwilligkeit, Bedürftigen beizubringen, da ihr der Anblick der Not, die sie aus eigener Erfahrung kannte, peinlich war und sie sich gern von selbstem loskaufte, ihre Freigebigkeit für gemeinnützige Zwecke, Straßen- und Brückenanlagen, Schulbauten und dergleichen — aber auch nur für solche, nie für fragwürdige, das alles waren ebenso viel Steine, die sie bei den Leuten im Brette hatte, sie galt für ein Kernweib in allen Stücken. Über dieses Kernweib vergaß man die Zinshofer-Dirn und des Herrgottlmachers Weib, man fragte nicht darnach, was die Sternsteinhoferin gewesen, noch was sie würde, man nahm sie, wie sie war.“

Es ist leicht zu sehen, daß auch Anzengrubers inniger Anschluß an die Bescheidenheit der Natur, seine darstellende Wiedergabe der gut belauschten Wirklichkeit nicht frei von dem Pessimismus ist, der sich nun einmal mit dem modernen Naturalismus paart. Immerhin aber hält sich Anzengruber innerhalb jener Schranken, in denen die poetische Wirkung noch möglich ist, er analysirt nicht aus der bloßen Freude am Schlechten, Niedrigen und Gemeinen, sondern weil ihm das Rätsel des Lebens schwer auf der Seele liegt. Seine innerste Empfindung gegenüber dem Dargestellten drückt vielleicht der Pfarrer im letzten Gespräche mit dem übereifrigen Kaplan aus. Es ist klar, daß die Charakteristik der Heldin keine Glorifikation derselben sein soll, und der Dichter überläßt es dem Leser, wie er sich mit der Sternsteinhofbäuerin Helene abfinden will. Es ist ein dunkles, ja wenn man will ein furchtbares Stück Leben, das im Sternsteinhof vorgeführt wird, aber menschlichen Anteil können und mögen wir ihm dennoch nicht versagen. Auch stellt sich der Verfasser nicht

mit prinzipieller Feindseligkeit gegen das Schöne und Erhebende, die Schilderung des Seelenzustandes des jungen Kaplans nach der Beichte Helenes (Bd. 2, S. 24 ff.) gehört im Gegenteil zum Schönsten, was uns in der naturalistischen Erzählungskunst, und nicht nur in dieser, begegnet ist. Bei alledem bleibt doch auch für Anzengruber wie für die ganze Schule verhängnisvoll, daß ihr die Wahrheit des Lebens meist erst da beginnt, wo sie die Niedrigkeit und die Eitelkeit der menschlichen Natur darstellen. Die Beobachtungen sind im einzelnen meist richtig, die Schlüsse, welche der Dichter aus ihnen zieht, würden richtig sein, wenn ihnen nicht andre Beobachtungen gegenüberstünden. Doch bezieht sich das mehr auf die Reflexionen, welche Anzengruber an seine Darstellung anknüpft, als auf die Darstellung im „Sternsteinhof“ selbst. Die Geschichte, die er erzählt, und die Charakteristik der Hauptgestalten sind überzeugend, er hätte es dabei bewenden lassen können. Dies umsomehr, als regelmäßig der Vortrag und der Stil Anzengrubers, welche im vollen freien Fluße der Erzählung zwar nicht tadellos, aber fesselnd und lebendig sind, stark herabsinken und geschmacklos werden, wenn er Allgemeinheiten an seine Darstellung anknüpfen will. Wenn er Bemerkungen zum besten giebt, die über den Rahmen der Erzählung hinausgreifen, gelangt er zu Stilblüthen wie die nachstehende: „Toni hatte mittlerweile, was die Weiberleut anlangt, zugerlernt — der Soldatenstand soll ja auch in der Beziehung eine gute Schule sein —, und wußte einen Unterschied zu machen zwischen den einen, die, schaltischen Krämern gleich, welche Schleuderwaare feilbieten, ebenso gerne betrügen, als sie das Betrogenwerden leicht verwinden, und den andern, die, nicht lecker nach Unerlaubtem, sich jeden unlautern Handel von vornherein verbieten und die Schlagfertigsten unter ihnen wohl auch dem zudringlichen Krämer als Abstandsgeld eine Münze verabfolgen, die, unter Brüdern fünf Gulden wert, selbst vor Gericht nur Kursschwankungen unterliegt und seit die Welt steht, noch nie mit falscher Präge vorgekommen ist, trotzdem aber an öffentlichen Kassen nicht an Zahlungsstatt angenommen wird, wogegen sich allerdings vorab die Steuereinnehmer höflich verwahren würden. Ob dem Sternsteinhofer Toni je unter der Hand einer oder der andern ehrenhaften Schönen jene einseitige Schamröthe aufgestiegen ist, welche nicht das Resultat eines physiologischen Prozesses, sondern das einer fremden Kraftäußerung ist, davon hat er nichts verlauten lassen, wie denn solchen Vorkommnissen gegenüber selbst die geschwägigsten Männer sich strenger Diskretion zu befehligen pflegen.“ Auch mit der Einschleppung gewisser unschönen und nachlässigen Dialektworte wie „das Kind betreuen“ (für treu behüten), „serbeln“ (für kränkeln) u. s. w., die nicht bloß im Munde der Bauern, sondern in der Erzählung Anzengrubers selbst vorkommen, kann man sich so wenig einverstanden erklären, als mit den oben angedeuteten Geschmacklosigkeiten. Jedoch sind das alles Mängel, die nicht schwer ins Gewicht fallen gegenüber den wirklichen Vorzügen dieses naturalistischen Romans. Es kommt eben darauf an, welchen Maßstab man an die

Schöpfungen legt. Als Lessing in „Minna von Barnhelm“ und Goethe in „Hermann und Dorothea“ unmittelbar aus dem Leben schöpften, fiel ihr hellerer Blick auf glücklichere Vorgänge und Gestalten, und im Vergleich mit jener Lebenswahrheit, die uns die klassischen Realisten vor Augen stellten, bleibt die im „Sternsteinhof“ gebotene unerquicklich genug. Vergleichen wir jedoch Erfindung und Charakteristik der Anzengruberschen Erzählung mit den Kraftprodukten des jüngsten papiernen Sturmes und Dranges, so wird der österreichische Dichter fast zum Idealisten.

*



Japanische Künste.

Von Bruno Bucher.

(Schluß.)



Unsre genauere Bekanntschaft mit japanischen Holzschnittwerken datirt von den Expeditionen her, welche zum Abschluß von Handelsverträgen unternommen wurden (von Preußen 1859—1861, von Oesterreich 1868—1871 u. s. w.). Wir erhielten damals außer der vielbändigen Encyclopädie eine Anzahl von Skizzen- und Musterbüchern, deren Darstellungen zum Teil durch Naturwahrheit überraschten, zum Teil aber auch den Eindruck arger Karikaturen machten. Allerdings ist bei ihren Zeichnern die Neigung zum Karikiren ziemlich häufig, doch auch diese Sachen sehen wir jetzt mit andern Augen an. Viele solcher Bilder geben nur die phantastischen Typen oder Szenen ihrer Pantomimen, auf andern Blättern erkennen wir ihre Gymnastiker und Jongleure wieder; und da müssen wir bekennen, daß wohl ein sozusagen michelangelesker Zug zum Übertreiben vorkommt, in der Hauptsache aber wieder das treueste Naturstudium zu bewundern ist, und nicht minder die Sicherheit der Zeichnung mit ihren freilich ganz vorzüglichen Pinseln, welche bald mit der feinsten Feder wetteifern, bald flott und breit arbeiten. Vielsach ist auch das, was uns anfangs befremdete, nur die scharfe Ausprägung des Raffentypus. In alledem, auch in der Facsimiliewiedergabe der Zeichnungen im Holzschnitt und in der diskreten Farbengebung, haben aber die japanischen Künstler, soweit wir nach den importirten Erzeugnissen zu urtheilen vermögen, im Verlaufe der letzten Jahrzehnte noch erstaunliche Fortschritte gemacht. Um dieselben nachzuweisen, müßte man allerdings die Bücher selbst zur Anschauung bringen und in manchem Seite für Seite aufzeigen können. Indessen befinden sich solche gegenwärtig in so vielen Händen oder sind doch

Grenzboten I. 1886.

52